

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften,
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. September 1891. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Frau Lieutenant.

Novellette von A. Godin.

In ersten Stockwerke eines stattlichen Hauses fand heute gegen Mittag großer Empfang statt. Die Neuigkeit, daß Major von Wolff zum Regiments-Kommandeur ernannt war, hatte sich rasch verbreitet, und die ihm untergebenen Offiziere sowohl, als die Freunde des Hauses beeilten sich um so mehr, ihren Glückwunsch zu bringen, als der Vorgesetzte einer der beliebtesten Stabs-Offiziere und das Haus als ein sehr gastliches bekannt war.

Die imposante Gestalt der neuen Frau Oberst bildete den Mittelpunkt für die älteren Damen und Herren; sie wußte die um sie gescharten, stets wechselnden Gruppen weltgewandt zu empfangen, zu entlassen. An einem der Fenster stand die schlanke Tochter des Hauses, von jungen Mädchen und Offizieren umgeben, ihr zunächst der Adjutant ihres Vaters, ein hochgewachsener, eleganter Mann. In Blick und Mienen dieses jungen Offiziers lag etwas Selbstbewußtes, das dennoch nicht unangenehm wirkte; man erkannte sofort, daß er ein verwöhntes Kind des Glückes war. Auch Ilse Wolff schien, dem unbelämmerten Ausdruck ihres feinen Gesichtes nach, zu den Bevorzugten zu gehören. Mit sicherer Anmuth wurde sie Jedem gerecht, war aber sichtlich etwas zerstreut; ihre Augen irrten zuweilen durch das Fenster auf die Straße. Im vollen Fluße des Gespräches mit Baron Eßlar, dem Adjutanten, unterbrach sie plötzlich ihren Satz und verbeugte sich, ganz Lächeln und Grazie, den Scheiben zu.

„Wen begrüßen Sie mit so besonderer Gnade, wenn es zu fragen erlaubt ist?“ scherzte Eßlar. „Einen Ihrer Verehrer?“

„Ja!“ bestätigte sie heiter und hob nun auch die Hand zum Winken. Der Richtung ihrer Augen folgend, gewahrten die Anderen am offenen Fenster des gegenüberliegenden Hauses die hagere Gestalt eines alten Herrn in Lieutenants-Uniform. Militärisch grüßend berührte er wiederholt die Mütze, sein faltiges Gesicht strahlte in Vergnügen. Er mußte hoch in Jahren stehen, spärliches graues Haar regte sich im Luftzuge, sein schneeweißes Schnauzbarthaar verbarg nur theilweise einen zahllosen Mund, und so viel Mühe der Veteran sich gab, straffe Haltung zu bewahren, glückte es doch nicht ganz. Hinter ihm kam eine steifgetollte weiße Haube zum Vorschein, deren nicht erkennbare Trägerin in tiefen Knixen auf- und niedertauchte.

„Ein Verhältniß von Fenster zu Fenster, Fräulein Ilse?“ warf Eßlar mit spöttischem Rümpfen der feingebogenen Nase hin.

Sein Ton mißfiel ihr. „Ein intimes!“ sagte sie kühl; dann, wieder hinüberlächelnd: „Wie er nur schon erfahren hat —?“

„Vielleicht durch Sympathie!“ Der junge Mann, welcher das laut Gedachte so beantwortete, war vor wenigen Augenblicken eingetreten und hatte sich, nach schweigender Begrüßung der Frau Oberst, der jugendlichen Gruppe genähert. Bei dem Klange seiner Stimme wendete Ilse schnell den Kopf, ihre grauen Augen hafteten einen Moment wie fragend auf dem intelligenten Gesichte des Ingenieur-Offiziers, dessen Worte von Eßlar aufgenommen wurden, der in etwas hochjahrendem Tone sagte:

„Wissen Sie denn, wovon die Rede war, Herr Premier? Oder giebt die Sympathie auch Ihnen unbewußte Dinge kund, wie dem klapperigen Kameraden aus Anno X dort drüben? Wie denken Sie über diesen Punkt, gnädiges Fräulein?“

Ilse maß den Fragenden mit abweisendem Blick. „Das dürfte Sie wenig interessieren, Herr Baron,“ sagte sie nachlässig; „ich glaube kaum, daß wir uns in Fragen dieser Art verstehen würden.“

Eßlar lachte leicht auf, er schien diesen Ausfall nicht übel zu nehmen, doch ging Ilse auf sein Scherzwort nicht ein.

„Was hattest Du heute mit Eßlar?“ fragte Ilse's

Mutter während des Nachmittag-Spazierganges. „Ich sah Dich plötzlich Dein kühles Gesicht aufstrecken und ihm den Rücken wenden, um Dich auf Tod und Leben mit dem kleinen Weber zu unterhalten.“

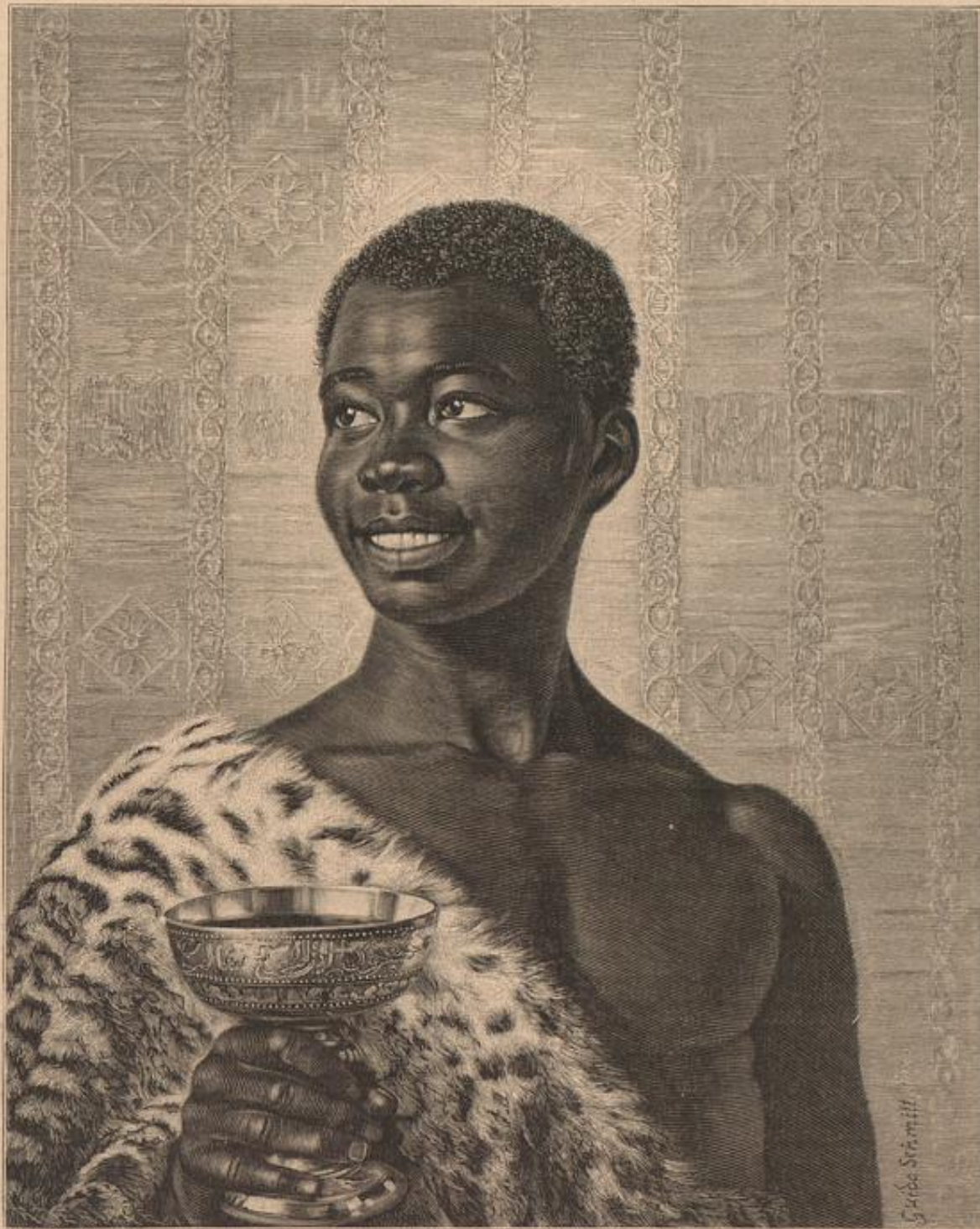
Das junge Mädchen sah lebhaft auf: „Du weißt, Mama, ich traue Deinem Protégé keine große Dosis Menschenfreundlichkeit zu, — diese Ansicht fand ich heute bestätigt, — er schätzt Alle und Alles gering.“

„Kinderei! Eßlar ist ein Weltmann und trägt als solcher keine Sentimentalitäten zur Schau. Sei nicht launisch! Du weißt, was Papa wünscht, und — Du selbst? — Laß mich nicht fürchten, daß Du kolett bist.“

„Kolett? Ich?“ Ilse wurde unmutig roth, ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Es war kein schönes Gesicht. Ilse war nicht das, was man „ein hübsches Mädchen“ nennt, ihr Reiz lag im Ausdruck. „Gewiß weiß ich, was Ihr Beide wünscht, Du und Papa,“ sagte sie gelassener; „daß ich mich aber niemals ungleich gegen Eßlar benommen hätte, gebe ich nicht zu, — wäre es so, dann bliebe noch die Frage, ob das ihn irgend berühren würde. Er macht mir den Hof, ja,

wir stehen auf dem Redfusse, zuweilen zeigt er auch Gefühl. Ob das, was er zeigt, sein Eigenes ist, oder Entliehenes, — wer weiß es? Deshalb —“ Sie brach ab, klopfte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes gegen den Boden, auf dem die Sonne zwischen Laubschatten schimmernde Kreise malte, und sagte dann rasch: „Nie könnte ich mein Leben mit einem gemüthlosen Manne theilen!“

Während der nächsten Wochen folgten die Wolff'schen Damen einer Einladung auf das Land, um den in voller Pracht stehenden Frühling zu genießen. Nach der Heimkehr hatten sie ihrerseits Logirbesuch; es gab durch geraume Zeit so viel Thun und Treiben beschäftigten Müßigganges, daß Ilse's Zeit zu jeder Stunde in Anspruch genommen und man wenig zu Hause war. Endlich fiel es ihr doch auf, daß ihr stiller Verehrer, der Veteran, sich gar nicht mehr am Fenster drüben blicken ließ, und sie war ganz bestürzt, als sie von einem Dienstmädchen hörte, der alte Lieutenant sei während ihrer Abwesenheit gestorben und seine Frau habe die Hand gebrochen. Der gleichgültig hingebrochene Bericht ging Ilse felt-



Sudan-Neger. Von Guido Schmidt. — Siehe Seite 136.

sam nahe; ihr war, als sei mit den täglichen Grüßen des alten Herrn, an dessen huldigen Geberden sie sich so oft still ergötzt hatte, eine Art Besitz aus ihrem Leben fortgenommen. Zwar hütete sie sich, das zu äußern, um nicht ausgelacht zu werden, die eigenartige Erscheinung des Greises stand aber lebendig vor ihr; sie konnte nicht an das Fenster treten, ohne seiner zu denken. Von ihrem Vater wußte sie, wo die Ordenszeichen gewonnen worden, welche die eingesunkene Brust geschmückt hatten, und wie der schon alternde Feldwebel sich vor Königgrätz den Offiziersrang verdient hatte. Und mit seinem Bilde zugleich tauchte in ihren Gedanken die große weiße Haube auf, aus deren Schatten nur zuweilen ein spitzes Näschen zur Schau getreten war.

Gegen Abend ging Ilse hinüber und fragte im Speisekellern bei der Hausbesitzerin an, ob man die Frau Lieutenant besuchen dürfe. Die redselige Frau gab sofort die ganze Krankheitsgeschichte ihres Miethers zum Besten, und wie knapp es droben bestellt gewesen, und daß die Frau Lieutenant vor lauter Schwäche am Begräbnistage im Zimmer hingestürzt sei. „Man wäre ja gerne beigeflogen, man ist ja kein Unmensch, die Frau ist aber so unmenschlich stolz, sie nimmt bei Leibe nicht mal einen Tropfen Suppe an!“

Ilse eilte treppauf und klopfte an die Thür, welche ein Messingschild trug: „Hase, Königl. Preuß. Lieutenant im 1ten Infanterie-Regiment.“

„Herein!“ klang es schwachen Tones.

Das kleine, magere Gesicht, welches Ilse aus steifgetollter Umrahmung entgegenblitzte, erblickte sich bei ihrem Eintritte plötzlich, wie ein dunkles Kämmchen, in das die Sonne fällt. Frau Hase saß auf einem alten Lehnstuhl mit breiten Ohrbacken; ihre dürftigen Glieder verschwanden fast in dem grünen Polstergehäuse. Die rechte, in Gips gelegte Hand ruhte auf einem Kissen, die linke hielt einen abgegriffenen Lederband, der ihr entglitt, als sie aufzustehen versuchte. Schon war Ilse neben ihr.

„Sitzen bleiben, bitte! Ich komme nur, zu sagen, wie leid es mir thut —“

„Das gnädige Fräulein!“ stammelte die Alte, dann erstidte ihre Stimme in Thränen. „So schnell, nicht wahr? Und er war noch gar nicht so alt, erst achtund-siebzig! Wie hat er das gnädige Fräulein verehrt! Er nannte Sie, wenn Sie's nicht für ungut nehmen wollen, allzeit seine Augenweide.“

„Erzählen Sie mir von ihm, und wie es Ihnen ging und geht, und ob ich irgend wie helfen kann?“

Die kleine Gestalt richtete sich steif in die Höhe, ihre schmalgeschlitzten, lebhaften Augen blinzelten mißtrauisch; als sie dem treuerzigen Blicke des jungen Mädchens begegnete, trat aber ein freundlicherer Zug um die eben noch zusammengeschlossenen Lippen, und sie begann, ihren Seligen zu preisen, welsch' ein Mann das gewesen, so ausbändig tapfer und daheim wie ein Lamm! Keinem Wärmchen konnte er was zu Leide thun sehen. Und in Büchern habe er gelesen, bis die Augen schwach geworden, — davon mußte man ihn dann reden hören, — solch' ein Mann! Und wenn er nur noch sechs Wochen länger gelebt hätte, so wär' gute Zeit gekommen, die Pension für Veteranen sollte ja nun erhöht werden, — dann hätte er wieder mehr als eine Pfeife am Tage rauchen können . . .

Während sie sprach, mehr von alten, besseren Zeiten, als von Noth und Tod der jüngsten Wochen, überflogen Ilse's Augen das Zimmer. Es war geräumig, aber sehr niedrig; Querbalken durchzogen die Decke, die graublau Tünche der Wände war stellenweise abgefallen, dennoch lag etwas Anheimelndes über dem Raume. Ilse konnte bisher nur elegante Wohnungen oder Stätten der Armuth; dies kleinbürgerliche Heim, in dem Alles von Sauberkeit glänzte, auf dessen wenigen Möbeln mancherlei schmutze Geräthe, Gedenkzeichen besserer Tage, umherstanden, wurde ihr zum Rahmen einer stillbefriedigten Existenz, die für die Vereinsamte sicher nicht bloß innerlich zusammengebrochen war.

„Und was dürfte ich Ihnen zu Liebe thun?“ fragte sie, als die Frau Lieutenant inne hielt, mit herzlichem Ton.

Das bleiche, faltige Gesicht färbte sich ein wenig, die Alte blinzelte wieder, stand dann mühsam auf und öffnete mit der Linken eine Lade, der sie ein Kästchen entnahm und etwas sorgsam Eingewickeltes daraus hervorholte. „Wenn es nicht gar zu unbescheiden wäre, möcht' ich das gnädige Fräulein wohl bitten! Der Ring da ist gewiß Thaler werth, es ist ein Erbstück! Ich kenn aber nicht ausgehen, um ihn zu verkaufen, und dar Hausfrau darf ich so was nicht auftragen, wissen Sie! Man kann sich doch nicht bloßstellen, mein Mann war Offizier!“ Die große Haube zitterte.

Ilse unterdrückte das ihr auf den Lippen schwebende Wort, nahm schweigend den Ring und bat dann in rücksichtsvollem Tone, etwas zur Erquickung herübersenden zu dürfen.

„Wir haben nie etwas angenommen!“ sagte die Frau Lieutenant pedantisch und zog den Mund zusammen.

„Ich bin auch gar nicht so schwach,“ fuhr sie fort, — „und wenn ich nur erst wieder stricken kann, — wenn Sie aber die Gnade hätten, mich noch einmal zu besuchen, Gnädiges, dann wäre mir das eine große Ehre.“ Sie tauchte tief knirschend unter und sank dann strauchelnd in den Lehnstuhl zurück.

Von dieser Stunde an stellte sich zwischen Ilse und der Nachbarin ein dauerndes Verhältniß her. Das Mädchen strengte alle Erfindungskraft an, der Frau Lieutenant durch die feinsten Listen kleine Erleichterungen in das Leben zu schmuggeln, ohne ihren reizbaren Ehrgeiz zu verwunden. So oft ihr das glückte, blieb sie Tage lang in sonnigster Laune. War sie aber dann und wann nicht geschickt genug verfahren, und die Witwe merkte etwas von der gegen sie angezettelten Intrigue, dann mußte Ilse erleben, daß die Gebrechliche ihre eigenen dunklen Treppen hinab und die dräben hinauf kroch, um „ihren schuldigen Dank“ und sonst noch etwas mitzubringen. Ein paar der theuersten Auktionen: ein bemaltes Schreibzeug von Porzellan, ein Perlmutter-Federmesser des seligen Lieutenants wanderten so von Haus zu Haus. Versuchte die erschrockene Ilse abzulehnen, dann rechte die Frau Lieutenant das dünne Hälschen hoch auf und fragte so tief gekränkt: „Soll nur ich annehmen?“ Sodas Ilse nicht eifrig genug versichern konnte, wie sehr die Spende sie erfreue.

Der Spätherbst brach herein. Ilse's zwanzigster Geburtstag, der in den Beginn des October fiel, wurde durch eine kleine Abendgesellschaft gefeiert, die zugleich die Einweihung der von Wolffs neu bezogenen Wohnung bedeutete. Nur jugendliche Gäste waren geladen. Die Freundinnen umstanden bewundernd, vielleicht nicht ganz neidlos, den reichen Gabentisch des Wiegenkindes, auf dem ein mit herrlichen Rosen gefüllter Korb besonders reizvoll in die Augen fiel. Baron Eplar hatte ihn Morgens gesendet; seine Stellung zur Familie, als Adjutant des Vaters und häufiger Hausgast, berechtigte ihn zu solcher Aufmerksamkeit.

„Heute wird er sprechen!“ dachte Ilse's Mutter. Vielleicht dachten dies auch Andere. Als Hermann Weber, der junge Ingenieur-Offizier, welcher im Wolff'schen Hause nur erschien, wenn er geladener Gast war, sich dem Geburtstagskinde näherte, hastete sein Blick auf der Visitenkarte, die zwischen den Rosen hervorlag. Ohne Ilse anzusehen, sagte er gehalten: „Sie haben heute schon viele Glückwünsche in Empfang genommen, gnädiges Fräulein; für Spätkommende bleibt kaum etwas zu sagen übrig, — jeder Wunsch ist überflüssig, wenn das Glück bereits eingelehrt ist.“

„Ich verstehe nicht,“ begann Ilse zögernd, hielt aber inne, als sie den auf ihr ruhenden Augen begegnete, die still und mächtig sprachen. Ihr zartes Gesicht röthete sich; als sie fühlte, wie die Blutwelle ihr bis in die Schläfen stieg, zog sie die Brauen zusammen und sagte, den Kopf leicht zurückwerfend, nicht ohne Schärfe:

„Woraus schließen Sie, daß — mir nichts mehr zu wünschen bleibt?“

„Vielleicht aus Ihrer Ungnade —“

Das Klavier erklang in munterem Walzertact; ehe Ilse antworten konnte, trat Eplar heran und holte sie zum Tanze, der die junge Welt bis zur Abendmahlzeit in fröhlicher Bewegung erhielt und die Tafelrunde dann gleich in der erhöhten Stimmung beginnen ließ, die meist erst allmählig Herrschaft gewinnt. Eplar, der Ilse zu Tisch geführt hatte, widmete sich ihr mit allem Aufgebot sieghafter Liebeshwürdigkeit, doch erschien seine Partnerin zerstreut, fast einsilbig.

„Welchen wunderlichen Ring tragen Sie heute, Fräulein Ilse?“ sagte er, als sie ihr Glas zum Danke für seinen eben gesprochenen Toast erhob. „Was hat dieser blutrothe Stein zu bedeuten? Treiben Sie Zauberei damit?“

„Vielleicht! Es ist ein Glücksring, und ich habe ihn heute an den Finger gesteckt, damit er Glück bringen soll, mir und noch Jemand,“ lächelte Ilse. Sie gab dem Diener einen Wink, worauf dieser einen mit allerlei Verhülltem angefüllten Korb zwischen die Dessertplatten stellte.

„Der Zauber beginnt!“ sagte die Festgeberin, indem sie ein mit großen Ziffern beschriebenes Blatt auf den Korb legte und eine zierliche Sparbüchse daneben setzte. „Mir wurde heute so viel Liebes und Gutes gespendet, daß ich übermüthig genug wurde, meinen Gästen noch mehr zuzumuthen! Jedes dieser Päckchen enthält eine Arbeit meiner Hand, vielleicht keinen Obolus werth, und doch bin ich so tollkühn, Werthe dafür eintauschen zu wollen. Wir alle sind Soldatenkinder, — es handelt sich um Jemand Zugehörigen, — eine kleine Lotterie soll über den bösen Winter forthelfen. Wer seinen Namen auf dieses Ziffernblättchen schreiben und ein Scherflein in diese verschwiegene Büchse werfen mag, gewinnt das mit gleicher Zahl beschriebene Päckchen, — Jedes ist vom Glücksringe angerührt!“

Sie hatte die kleine Kede so frisch und herzlich hingeprochen, daß nicht nur das Blatt rasch von Hand

zu Hand ging und die Büchsenpalte sich füllte, sondern die Stimmung der Gäste sich zu heller Lustigkeit steigerte. Die allmähliche Enthüllung der zierlichen Handarbeiten gab Stoff vollauf zu Redereien, Mähmen und Reiden.

Die erste Unternehmung, einen kleinen Fonds zu schaffen, war geglückt, und Alles, was damit im Zusammenhang stand, glückte über Verhoffen. Ilse führte diesmal einen großen Coup aus. Zu ihrem Schmerz war eine von ihr angeregte Eingabe um Erhöhung der spärlichen Pension der Frau Lieutenant von der zustehenden Behörde mit Zukunfts-Vertröstungen abgepeist worden, und Ilse übte nun die feingespinnteste aller ihrer Listen: ihrer alten Freundin das Gegentheil glauben zu machen.

Die sonst so Mißtrauische fand kein Arg in dem Erbieten, die Einziehung ihrer Pension fortan durch Ilse's Vater besorgen zu lassen, und die Augen des Mädchens tanzten vor Vergnügen über die Befriedigung, welche sich auf dem alten Gesichtchen spiegelte. „Nun kann ich doch wohnen bleiben,“ sagte die Frau Lieutenant mit unverhehltem Triumph. „Stellen Sie sich vor, Gnädiges, die Hausfrau hat mir Miethnachlaß angeboten, dafür sollte ich dann im ganzen Hause Flur und Treppen lehren, — da hätte sich doch mein Seliger im Grabe gewendet, — eine Offiziersfrau! Nein, — lieber trockenes Brod!“ —

Die von Wolffs neubezogene Wohnung lag in einem anderen Theile der Stadt. Diese Entfernung beschränkte Ilse's frühere Nachbarbesuche auf einen bestimmten Wochentag, dem die Frau Lieutenant großes Gewicht beilegte. Nach einiger Zeit merkte Ilse ihr jedesmal etwas Besonderes an; offenbar trug die gute alte Seele irgend eine Heimlichkeit mit sich herum, und eines Abends kam Alles heraus. Ein junger Herr hatte die Frau Lieutenant besucht, schon vor geraumer Zeit, war öfters wiedergekommen, war ihr guter Freund geworden, denn er hatte sich als wohlbelannt mit ihrem Seligen zu erkennen gegeben, der ihm vor Zeiten Mancherlei zu Gefallen gethan. Ein Mensch wie ein Engel, dem man nichts abschlagen konnte, unmöglich! Auch nicht die köstlichen Kaffeebohnen und die Kuchen, welche er jedesmal mitbrachte!

Ilse lachte. In ihrer Vorstellung erschien ihr Eplar geradezu komisch als gepriesener Engel einer alten Feldwebelsfrau. Nur er wußte von deren Existenz im Zusammenhang mit Ilse; die Pensions-Eingabe war durch seine Hände gegangen, ihr von ihm an's Herz gelegt worden. Unwillkürlich schweifte ihr klares Auge durch das ärmliche Zimmer, — was sie eben gehört, sah ihm doch gar nicht ähnlich! „Und solche Begebenheiten haben Sie mir treulos verschwiegen!“ sagte sie in wunderlicher Aufregung; „wie nennt sich denn Ihr himmlischer Gast?“

„Ja, wenn ich das wüßte! Er will seinen Namen nicht sagen, hat auch verboten, von ihm zu sprechen, aber das hat mir schon all' die Zeit das Herz abgedrückt, — Sie müssen doch Alles wissen, was mich angeht. Und,“ — sie rechte sich und wisperte mit blanken, vergnügten Augen in Ilse's Ohr: „Er kennt Sie, liebes Gnädiges! Wir sprechen gar oft von Ihnen, aber gerade Ihnen soll' ich durchaus nichts sagen.“

Ilse's heitere Miene war nachdenklich geworden. „Lassen wir es beim Schweigen,“ sagte sie kurz.

Die Frau Lieutenant sah ganz betreten zu ihr auf. „Sie sind doch nicht böse?“ sagte sie ängstlich, „und, — wenn, — bitte, o bitte, verrathen Sie ihm nicht, daß ich Ihnen gesagt habe —“

„Ohne Sorge!“ erwiderte Ilse bestimmt und begann von anderen Dingen zu plaudern. —

Weihnachten rückte heran. Alle Hände waren beschäftigt, alle Gedanken durch Bescherungspläne verdrängt, keiner gönnte sich Ruhe, bis zur letzten Minute und bis der letzte Pfennig ausgegeben war. Ilse steckte, gleich allen Anderen, tief in diesem Sturm und Drang reizvollen Sichabhebens, und wurde täglich deshalb von ihrer Mutter gescholten, welche die leichte Blässe und die Schweigsamkeit ihres Kindes auf Rechnung des Weihnachts-Wahnsinns stellte. Allerdings mehr in Worten, als in ihren eigenen stillen Gedanken, die ganz andere Sorgen hegten. Eplar hatte noch immer nicht gesprochen, und nicht selten überkam sie nun das heimliche Bangen, ob es klug gewesen sei, das Herz ihrer Ilse auf alle Weise zu diesem Zauderer hindrängen, ob der in unbewachten Momenten bei Ilse zu Tage tretende traurige, fast vergrämte Zug ähnlichen Zweifeln entspringe, wie die, von denen sie selbst beunruhigt wurde.

Am heiligen Abend erbat Ilse sich ein Stündchen Urlaub, um vor der daheim stets späten Bescherung ihrer Frau Lieutenant ein für sie angepugtes Duodez-Bäumchen zu bringen. Sie bestand darauf, allein zu gehen und wanderte nun, in der Rechten die kleine Tanne, am linken Arme ein gefülltes Körbchen tragend, durch eine Allee der Anlagen, welche sie in kürzerer Zeit, als der Weg durch die Stadt, an ihr Ziel führte.

Es hatte stark geschneit, die sich links hinziehende Wiesenfläche schimmerte weithin in reinem Weiß, in der rechts von der Allee sich erstreckenden Häuserreihe glänzten hell beleuchtete Fenster. Im pelzbesetzten Mantel warm eingehüllt, empfand Ilse die frische Ostluft nur belebend, es war ihr heute leichter zu Muthe, als seit manchem Tage, sie freute sich der im Rauchfrost glühenden Bäume, welche dann und wann unter der Beleuchtung des Weges märchenschön aussilberten, freute sich unbewußt ihrer eigenen Lebenskraft. Weihnachtsstimmung überkam sie hell und warm, — die Stimmung, in der Vergangenes und Gegenwärtiges einander so tief in die Augen blicken, die durch nichts so voll gewedt wird, als durch dies Alle zugleich umfassende Fest der Liebe, dem kaum andere Festfreude gleicht.

Sie war am Ziele. Leichten Fußes huschte sie treppauf, steckte oben auf dem Vorflur die Kerzen ihres Bäumchens an und trat, ohne anzuklopfen, so lautlos ein, daß die Frau Lieutenant sie nicht sofort gewahr wurde. Hier sah es übrigens schon festlich aus. Frau Hase saß, mit dem Rücken gegen die Thür, in ihrem großen Sessel vor dem weiß gedeckten Tische, auf dem, von mehreren, noch uneröffneten Päckchen umgeben, ein riesiger Rosinenstollen prangte.

Die große Haube beugte sich vor, um eine von der Lampe hell beleuchtete Cabinet-Photographie ganz nahe zu betrachten. Ilse's scharfe junge Augen erkannten schon von der Schwelle aus die Züge des Bildes. Sie fuhr zusammen, dann glitt helles Leuchten über ihr Gesicht. Schnell eilte sie vorwärts, hob die Lampe vom Tische und stellte ihr brennendes Bäumchen darauf. Ein scharfer Aufschrei der Frau Lieutenant erstarrte in dem lebhaften Kusse, welchen Ilse auf ihre dünnen Lippen drückte und schlug in Dankesworte um, die ebenso plötzlich mitten im Satz abbrachen, während die gerunzelten Hände sich bergend über die Photographie breiteten.

„Zu spät, liebe Frau Hase!“ rief das junge Mädchen übermüthig; „ich sah schon, lassen Sie mich also nur näher betrachten!“ Sie nahm das Rähmchen in beide Hände und beschaute das Bild mit glücklichen Augen, ließ sich dann nicht abhalten, alle die Päckchen zu öffnen, deren Inhalt seinen Herzenssinn verrieth, und baute ihre eigene Beschäftigung dazu auf. Während sie so eifrig hantierte, folgte die Frau Lieutenant jeder ihrer Bewegungen mit blanken Augen und dem herzförmigen Zusammenziehen des Mundes, das bei ihr stets einen kühnen Aufschwung der Ideen begleitete.

„Wollen Sie mir noch etwas zur Weihnacht schenken, Gnädiges?“ sagte sie plötzlich, wie aus der Pistole geschossen. „Kein Ding! Ich möchte nur etwas wissen!“

„Nun?“

„Ist's wahr, daß mein Gnädiges verlobt ist, — oder bald sein wird? Mit dem Herrn Adjutant-Baron? Jemand sagte das, — ich glaub's aber nicht!“

„Sybille! Ich glaube es auch nicht.“ Ilse hatte schnell ihr Pelzjäckchen zu und huschte davon. Schon hatte sich die Zimmertür hinter ihr geschlossen, als sie noch einmal umkehrte, sich zum Ohr der vergnügt lächelnden Alten niederbeugte und ihr zuflüsterte: „Wenn Ihr Engel wieder einmal hier ein- und ausfliegt, liebe Frau Lieutenant, dann beichten Sie ihm getrost, daß Sie — geplaudert haben!“

Sie war hinweg. Daheim angelangt, fand sie sich schon ungeduldig erwartet. Eilig lief sie in ihr Zimmer, um die für ihre Eltern vorbereiteten Gaben zu holen und behielt nur gerade Zeit, abzulegen, als das Klingeln ertönte, — der Klang, dessen Erinnerung selbst das Herz der Greise für einen Augenblick wieder jung werden läßt! Ilse fand ihren Tisch mit Allem bedeckt, was die Liebe wohlhabender Eltern für ihre Einzige ersinnen kann. Ihr Dank sprach sich lebhaft aus, sie strebte die erwiesene Güte durch heiteres Wesen zu vergelten, nahm wiederholt Anläufe zur Munterkeit, versank aber dazwischen immer wieder in das Simmen, welches sie seit Wochen so still erscheinen ließ, sich mitunter zur unbefleglichen Zerstretheit vertiefte, aus der es dann in plötzliche Lebendigkeit umschlug. Da man nicht umsonst eine Mutter ist, ließ Frau von Wolff sich nicht durch diese spontane Lustigkeit täuschen, verschwiegte aber ihre Gedanken.

Der Morgen des Weihnachtstages ging leuchtend über der Welt auf, als wüßte die Sonne, wie viele fröhliche Gesichter es heute zu bescheinen gab. Die Wolff'schen Damen waren eben aus der Kirche nach Hause gekommen und saßen beisammen im Weihnachtszimmer etwas schweigsam und einsilbig; Jeder lag etwas auf dem Herzen. Ilse blickte ihre Mutter zuweilen an, als wollte sie sagen: hilf mir doch! Die Frau Oberst schien aber nicht geneigt, ihrem Kinde in eine Aussprache hineinzuhelfen. Stark auftretende Schritte unterbrachen eine der langen Schweigepausen. Der Hausvater stürmte in das Zimmer, seine Stirn war dunkel wie eine Wetterwolke. Ohne Ilse gewahr zu

werden, deren Gestalt ihm der Christbaum verbarg, polterte der Oberst heraus:

„Angenehme Neuigkeiten, Frau! Bin begierig, welche Miene Du dazu machen wirst! Vor zehn Minuten tritt Eplar in voller Gala bei mir ein, — wie ich den Parade-Anzug sehe, denke ich natürlich, er kommt, um Ilse anzuhalten! Da meldet mir der Herr Baron gehorsamt, er habe sich gestern Abend mit der ältesten Tochter des Commerzienrathes Müller verlobt.“

Seine Frau hatte vergebens versucht, ihn auf Ilse's Anwesenheit aufmerksam zu machen; als er endlich ihre Zeichen verstand, hielt er betroffen inne, wurde aber noch weit betretener, als sein Liebling auf ihn zueilte, ihn umschlang und in Thränen ausbrach. Er drückte das erregte Mädchen an sich und rief zornig. „Der Teufel soll ihn holen!“ verstummte jedoch abermals in maßlosem Erstaunen, als Ilse's feuchte Augen ihn anstrahlten und sie innig rief: „Ich bin zu glücklich!“

„Hat sie den Verstand verloren?“ stotterte der Oberst mit ängstlichem Blicke auf seine Frau.

Ilse ergriff seine Hand, legte ihre heiße Wange darauf und sagte leise: „Habt Geduld, Papa — Mama! Kaum weiß ich, wie ich Alles sagen soll. Ihr hiellet so viel von Eplar, und ich — hatte einen Anderen lieb, schon lange. Einen, von dem ich glaubte, er mache sich nichts aus mir. Und weil ich davon so überzeugt war, gab ich mir zeitweise förmlich Mühe, ein Herz zu Eplar zu fassen, konnte es aber nicht dazu bringen, weil mir immer schien, daß er selbst keines habe. Seit einiger Zeit nun meinte ich ihn doch ungerecht beurtheilt zu haben, er wurde mir interessanter und, — hätte er mich wirklich geliebt, so dürfte er mir jetzt vielleicht vorwerfen, ihm Hoffnung gemacht zu haben. Das hat mich sehr beunruhigt, denn in der letzten Zeit war ich zweifelhaft geworden, ob ich nicht doch dem Anderen ein wenig lieb sei, — zweifelhaft, nicht sicher! Und gestern erfuhr ich auch, daß ich Eplar in falschem Verdacht hatte, als ich ihm ein gütiges Gemüth zuschrieb, — erfuhr heute, daß ich geliebt bin, wo ich liebe!“

Tief erglühend zog sie ein Briefblatt aus den Falten ihres Kleides hervor und gab es ihrem Vater, der, noch immer grenzenlos verblüfft, die Zeilen überflog.

„Aber was bedeutet das Alles!“ rief die Frau Oberst mit erhobenen Händen, — „das ist ja, um den Verstand zu verlieren.“

„Wir wollen der Mama vorlesen,“ sagte Ilse's Vater mit dem leisen Juden um die Mundwinkel, das bei ihm den Barometerstand guter Laune bedeutete. Er setzte sich gemächlich und begann:

„Theures, gnädiges Fräulein.“

Unmöglich kann Ihnen unbewußt geblieben sein, was ich heute auszusprechen wage, — daß ich Sie liebe, seit langer Zeit von ganzem Herzen. Ich war bisher gezwungen, mich zurückzuhalten, meine äußere Lage berechtigte mich nicht, Hoffnungen zu äußern, und ich hielt einen Anderen für den Beglückten. Jemand, Ihnen sehr ergeben, nahm mir diese Last von der Seele. Seit gestern zum Hauptmann avancirt, dürfte ich nun auch wagen, Ihrem Herrn Vater meine heißesten Wünsche auszusprechen, wenn ein Wort von Ihnen mich dazu berechtigte. Dies Wort entscheidet über das Wohl und Wehe

Ihres tief ergebenen
Hermann Weber.“

„Und das erfahre ich erst heute!“ rief die Mutter vorwurfsvoll; „hast Du etwa schon geantwortet?“

„Nein, Mama! Der Gedanke an Eplar ängstigte mich so sehr! In mir war Alles sicher und selig, und doch fühlte ich mich nicht frei, nicht vorwurfsfrei, Euch und ihm gegenüber. Jetzt ist Alles, Alles gut! Darf ich antworten, Papa? Gutes antworten?“

Der Oberst strich sich den Bart. „Dieser kleine Genie-Hauptmann ist ein tüchtiger Offizier, aus gutem Hause, — kein solcher Paradiesvogel freilich wie der Herr Baron, — na, ich habe von dieser Sorte genug bekommen, — ist mir auch nicht unlieb, Verlobungskarten auszutauschen! Dein Stiller im Lande soll willkommen sein, wenn Mama nichts einzuwenden hat.“

„In Gottes Namen,“ stimmte die Frau Oberst zu; „Weber ist ein Charakter, man wird sich ja auch noch näher kennen lernen. Aber nun sage mir, Du stilles Wässerschchen, von welchem Jemand spricht Weber in seinem Briefe? Wer hat ihm verrathen können, daß Eplar Dich nicht interessirte, während das doch für alle Welt ganz anders aussah?“

Ilse lächelte: „Vielleicht meine Frau Lieutenant!“



Nachdruck verboten.

Ein Sommer-Ausflug zu Alphonse Daudet.

Von Adolf Gerstmann.

Hierzu das Portrait auf Seite 136.



Der Tag des „Grand prix“ ist vorüber. Nach den Stunden festlich-fröhlichen Treibens, das sich bis zum hinverwährenden Varmen steigert, und das diesem großartigsten Volksfeste sein eigenes, auf dem ganzen Erdenrunde nicht wieder zu findendes Gepräge giebt, ist die Rennbahn von Longchamps wieder öde und leer, — und leer wird es auch in Paris. Von den Freunden und Bekannten weiß fast keiner mehr hier; allein muß ich auf den Boulevards flaniren, in den Theatern die ältesten Stücke von den ältesten Darstellerinnen spielen sehen, allein die oft geübten Herrlichkeiten auf's Neue bewundern. Ahselzudend nehmen die Portiers meine Karte in Empfang: „Die Herrschaften sind auf dem Lande.“ So ging es mir auch, — ich wußte ja, daß es so kommen würde, — in dem prächtigen Hause in der Rue de Bellechasse, als ich Alphonse Daudet auffuchen wollte, ihn zu begrüßen, mit ihm zu plaudern und mündlich zu erörtern, wozu zahlreiche Briefe die Anregung gegeben hatten.

Es wäre durchaus unrichtig, wollte ich nach beliebiger Manier sagen, daß Daudet es sich wohl niemals „hat träumen lassen“, ein solch' großartiges Heim zu besitzen, in so luxuriös eingerichteten Räumen die erste Gesellschaft Frankreichs zu empfangen. Nein! Er hat es nicht nur erträumt, sondern er würde Jeden, der solche Träume von Ruhm und Wohlergehen als Phantastereien eines jugendlichen Südfranzosen verspottet hätte, sehr ernsthaft zur Rede gestellt haben. Als er, kaum dem Knabenalter entwachsen, hungernd und frierend mit dem Bummelzuge nach endloser Fahrt in Paris eintraf, vom Bruder Ernst, der als Copist fünfundsechzig Francs monatlich verdiente, am Quoyer Bahnhofe in Empfang genommen und nach dem gemeiniamen Quartier im Hôtel du Sénat gebracht wurde, da ordnete er sich seine Toilette, als ein wenig und ging dann aus, um Papier und Tinte zu kaufen und so schnell als möglich mit dem „Dichten“ anzufangen. Sein süßlicher Feuergeist, der ihn glücklich über die Mißere der Kindheit und ersten Jugend hinweggeleitet hatte, jedoch er in froher Erwartung besserer Zeiten das Elend der Gegenwart vergaß, er ließ ihn mit unerschütterlicher Zuversicht auf's Gelingen die neue Laufbahn beginnen. Das zweite Kaiserreich gab dem Verbenen und Verneidenden den Stoff zum Erdium; die dritte Republik sah ihn auf der Höhe der Entwidlung und begrüßte seine reifsten Erfolge, wie „Fromont junior und Risler senior“, „Könige im Exil“, „Kabob“ „Numa Roumestan“ zc. —

„Bedanere, die Herrschaften sind auf dem Lande! Aber ich bitte um Angabe Ihrer hiesigen Adresse; alle Karten werden mit den Briefen den Herrschaften nachgeschickt.“ Schön, der Wille des Thürhüters gelte.

Und siehe da! Bereits am nächsten Nachmittage erhalte ich im Hotel ein Telegramm aus Champrosay: „Sie müssen kommen! Widerpruch giebt's nicht. Kommen Sie baldigst. Goncourt ist auch hier. Herzlichste Grüße. Daudet.“

„Widerpruch giebt's nicht?“ Ich wollte ja gar nicht widersprechen. Im Gegentheil; etwas Handgepäck war schnell geordnet und am nächsten Vormittage nahm ich mir auf dem Quoyer Bahnhofe ein Billet nach Niz-Oranges, der letzten Bahnstation vor Champrosay, der im Departement Seine-et-Oise belegenen Besitzung des Dichters.

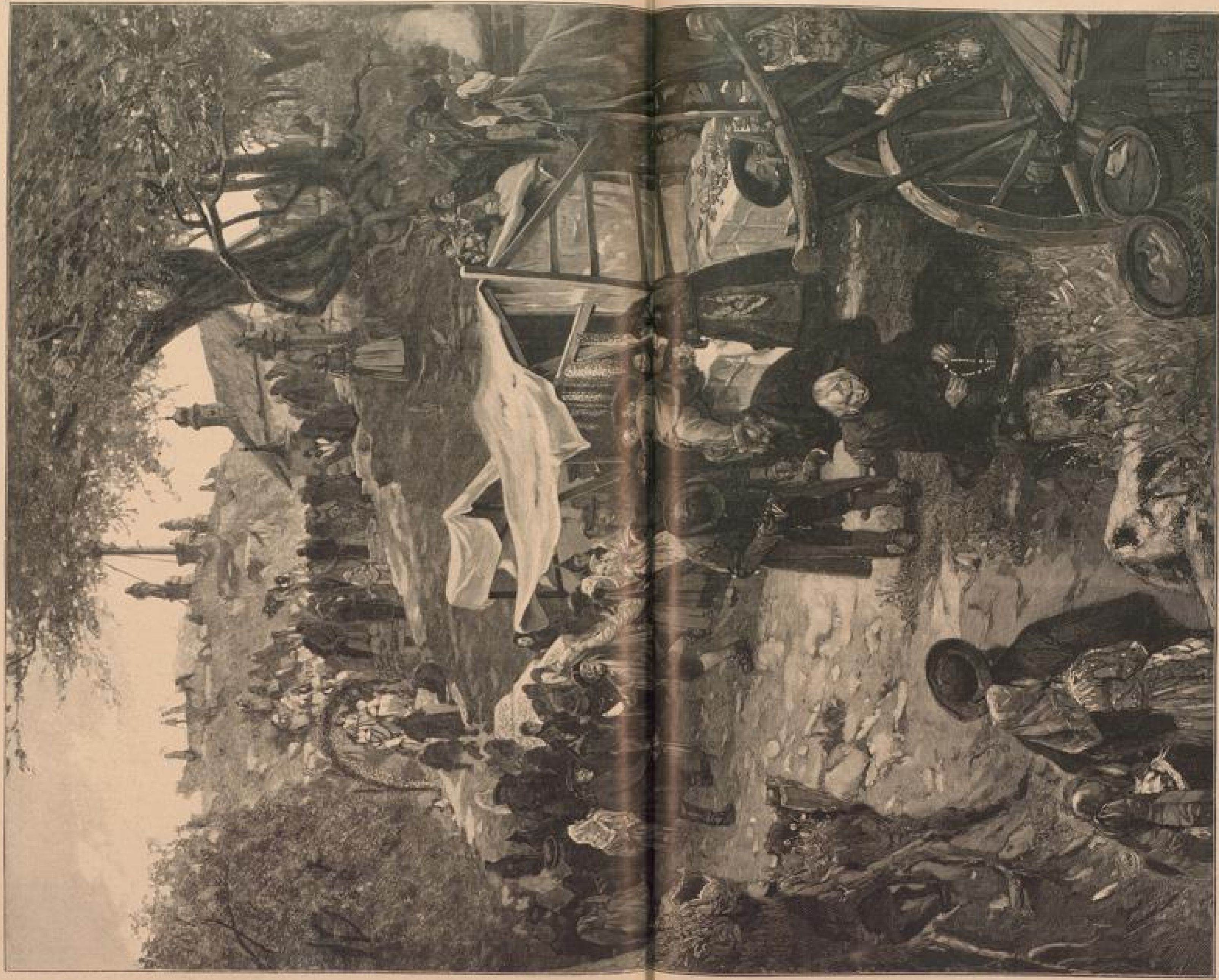
Die häßliche, sehr saubere Ortschaft macht mit den Villen und Landstößen, in denen sich gleich Meister Daudet einzelne Pariser Schriftsteller und Künstler angesiedelt haben, mit den kleinen Häusern einiger Rentiers und Pensionäre, die hier, fernab vom tosenden Gewühl der Weltstadt, bescheiden ihre Tage verbringen, und mit den Wohnungen der Ackerbürger und Pächter einen freundlichen, fast möchte man sagen modernen Eindruck; nichts erinnert auf den ersten Blick daran, daß Champrosay auf eine Geschichte von mehreren hundert Jahren zurückblickt.

Hier ist ein Park, der von der Straße durch eine Mauer und ein Gatter getrennt wird, während er sich auf der anderen Seite hinabzieht bis zum Seinestrom, — es ist Alphonse Daudet's Landstöß, die Stätte seiner fleißigsten Wirksamkeit und seines ungetrübten, durch keine gesellschaftlichen Verpflichtungen in seinem Frieden heintrübtigten Familienglücks.

Ueber einen mäßig großen Hof gelangt man zu dem, von Wirtschaftsgebäuden, Stall und Remise flankirten Wohnhaus. Im Vorzimmer zu ebener Erde nimmt ein Diener meine Karte in Empfang und kann habe ich das benachbarte Arbeitszimmer betreten, von dem aus man unmittelbar in den Park gelangt, als auch schon die Thür geöffnet wird, — der Hausherr tritt herein, und in herzlichster Begrüßung drücken wir uns die Hände. Dann folgt ein Schwarm von Fragen, von Antworten, Auskünften, sodas eine geraume Zeit vergangen ist, ehe wir daran denken, daß ich auch die Hausgenossen zu begrüßen habe.

Während Daudet in's Nebenzimmer geht, um seinen Hut zu holen, kann ich mich in diesem seinem Allerheiligsten des Hauses umschauen. In der Mitte des Zimmers steht der Schreibisch; ein angefangenes Manuscript liegt in der Mitte, leicht erkenntlich an der zeltamen, etwas kriechlichen und nicht allzu leicht leserlichen Handschrift des Dichters. Bücher und Albums liegen auf den Seiten, stehen in Repositorien an den Wänden und bilden nebst einigen ausgezeichneten Bildern und den auf dem Kamin stehenden Photographien der Familienmitglieder und einiger Freunde den hauptsächlichsten Schmuck dieses Raumes. Da ist auch ein Conterfei des Dichters aus früherer Zeit. Ja, das Gesicht ist dasselbe geblieben; der Mund lächelt immer noch so freundlich, so wohlwollend, das Auge, dem man selbst auf dem Bilde seine Schwäche anmerkt, blickt immer noch so träumerisch, auch der Bart umrahmt wie früher in ganzer Fülle und in zwei Spitzen nach unten auslaufend das Gesicht, — aber die langen Haare, die hier auf dem Bilde noch in herrlichster Fülle prangen, haben doch wohl mit der Schere Bekanntschaft machen müssen, denn sie haben jetzt die landesübliche Länge. Ach, was würde wohl der selige Herzog von Morny, der Halbbruder des Kaisers Napoleon III., gesagt haben, wenn er diese Freude noch an seinem Schützling erlebt hätte!

Es war in der Jugendzeit des Dichters. Sein erstes Buch war eben erschienen, gesammelte Dichtungen unter dem Titel „Amoureux“. Die Kaiserin Eugenie hatte das Werk mit Interesse gelesen und Erfindungen über den bis dahin in den allerweitesten Kreisen unbekanntem Verfasser eingelesen. Eines Tages sagte sie zum Herzog von Morny: „Lieber Herzog,



Schuhengelleh auf der Hohen Rhön. Von Wilhelm Zimmer. — Große Seite 136.

Illustration des Schuhengellehs auf der Hohen Rhön.

großen gesellschaftlichen Lebens, denen er sich nicht entziehen kann und auch nicht entziehen darf, damit ihm nicht eine neue Strömung des frisch pulsirenden Lebens unbekannt bleibe, an der zur geistigen Arbeit nöthigen Ruhe und Concentration. Aber in Champrosan, wohin der Lärm des Tages nicht dringt, wo die Luft so rein, der Kopf klar ist, dort giebt er dem die fließende Form, was er im Geiste vorher in allgemeinen Umrissen gestaltet hat. Wie ihn gerade die Lust anwandelt, und je nachdem es die Witterung gestattet, schreibt er in dem oben geschilderten kleinen Arbeitszimmer im Erdgeschoß der Villa, von wo beim Ausruhen sein Blick auf den Spielplatz am Hause fällt, wo sich die Kinder tummeln und auf die jenen Platz umsäumenden prächtigen Blumenanlagen, — oder er arbeitet in dem kleinen Pavillon unten am Ufer des Stromes oder endlich in jenem Gartenhäuschen, das er erst neuerdings im versteinerten, von mächtigen Buchen und Platanen beschatteten Theile des an lauschigen Plätzen, an verschlungenen, einjamen Pfaden so reichen Parkes errichten ließ.

Bald langsam, Wort an Wort und Zeile an Zeile mühsam reichend, bald in nervöser Hast die Feder über das Papier jagend, seiner außergewöhnlich starken Kurzsichtigkeit wegen den Kopf fast ganz auf den Schreibtisch biegend und nur selten ausblinzelnd, wie nach einem Ausdruck suchend, nach dem prägnantesten Worte ringend, — so schafft Daudet an seinem Schreibtische fast ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis zur Stunde des Dejeuner's, und dann nach kurzer Pause weiter bis in den späten Nachmittag, bis einige Schläge auf das am Hause hängende Tamtam, dessen Ton weit in der Stunde vernehmbar ist, alle Hausgenossen zum Diner zusammenruft. Gleich vielen anderen Schriftstellern, hat Daudet es nie fertig bekommen zu dictiren; er muß mit eigener Hand das Ersonnene niederschreiben, mit eigenem Auge das Erdachte auf dem Papier entstehen sehen, soll der Denkprozeß nicht unterbrochen werden. Nach der ersten Niederschrift liest er das Manuscript seiner Gattin, mit der er alle Einzelheiten schon vorher durchgesprochen, vor, — hört ihre Einwände und discutirt mit ihr, wie er es überhaupt liebt, mit Freunden und Bekannten sein Thema durchzusprechen, weil er aus solchen Diskussionen stets neue Anregung gewinnt. Zweimal, zuweilen sogar dreimal arbeitet er dann sein Werk noch um, vom ersten bis zum letzten Federstrich es selbst schreibend, — eine unjähliche mühevolle Arbeit, die er aber um keinen Preis unterlassen möchte, da er nur auf diese Weise jede kleinste Schwäche und Unebenheit in seinem Werke aufzuspüren und zu beseitigen vermag.

Bekanntlich ist man mit einem Werke der freischaffenden Phantasie niemals „fertig“, wenigstens nie fertig im landläufigen Sinne, denn der nimmer rastende Geist weiß stets neue Ausgestaltungen, neue Wendungen zu finden, die noch durchaus nicht Verbesserungen der ursprünglichen Formen zu sein brauchen. Wenn also auch der Moment des „fertigseins“ nie eintritt, so muß doch irgend einmal derjenige des „Aufhörens“ eintreten. Und zu diesem zwingt sich Daudet, indem er, — wie dies auch Emile Zola thut, — die ersten Kapitel seines neuen Werkes dem Verleger übergiebt. Jetzt erscheinen dieselben im Feuilleton der Zeitung, und ein längeres Hinausschieben ist absolut unmöglich; das Publicum, das unbewußt der unerbittlichste Dictator ist, verlangt die Fortsetzungen, und der Druckerpresse muß ohne Weigerung ihr Material übergeben werden.

Vom Beginne des Frühlings bis zum Einsetzen des Herbstes, zu welcher Zeit die Familie gewöhnlich noch ein Seebad aufsucht, weiß Daudet in seinem ihm unendlich lieben Champrosan. In gleichmäßiger Ruhe verläuft die Zeit, die fast nur der Arbeit gewidmet ist, wenn nicht der Besuch von Freunden einige Aenderungen im Programm der Billeatatur hervorruft. Nur um die Mitte des August wird die Physiognomie des Landstüßes total verändert, erhält das Treiben daselbst für einige Tage einen ganz anderen Anstrich. Dann kommen in Scharen die Freunde und Kollegen, die Verehrer des Meisters aus Paris und von anderen Landstücken, um mit ihm im Kreise der Seinigen seinen Namenstag zu feiern. Dann giebt's Segelpartien und Regatten, Massenausflüge und Feste, an denen sich die ganze Ortschaft, die auf ihren berühmten Dichter nicht wenig stolz ist, betheiliget, und wenn dann wie gewöhnlich ein Feuerwerk am Seine-Ufer den Abschluß der festlichen Tage bildet, dann mischen sich in das Knattern und Brässeln, in den Becherklang und all' das fröhliche Jubiliren die ehrlichen und herzlichsten Wünsche für das weitere Wohlergehen des Dichters, durch den der Geist des modernen Frankreich so oft seinen bereiten und treffendsten Ausdruck erhalten hat.

Kachdruck verboten.

Die Mutter Giacomo Meyerbeer's.

Ein Gedenkblatt zu Meyerbeer's hundertjährigem Geburtstage von Adolph Kohut.

Süßlich diejenigen, welchen es bechieden war, des Segens der Mutter, ihrer fürsorglichen Pflege und ihrer zärtlichen Liebe, sich zu erfreuen! Wenn in der Kindheit nicht das Glück der Mutterliebe gelächelt, der hat sein ganzes Leben hindurch keine Ahnung von dem beseligenden Gefühl, das man Mutterliebe nennt.

Zu diesen, von der Vorsehung besonders begünstigten Sterblichen gehörte auch Giacomo Meyerbeer, der unselbische Componist von „Robert der Teufel“, der „Hugenotten“, des „Prophet“ und der „Afrikanerin“, dessen hundertjähriger Geburtstag am 5. September dieses Jahres gefeiert wird, und der schon aus Anlaß dieses Säculartages gewiß wieder aufs Neue die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich lenken wird. Er hatte das Glück, eine Mutter zu besitzen, welche schon frühzeitig in das Herz des Kindes die Keime aller Guten, Schönen und Edlen pflanzte und welche das musikalische Genie ihres Knaben bereits zu einer Zeit erkannte, als noch wenige ahnten, daß in dem kleinen Jungen mit den bligenden Augen und dem krausen Haar ein Talent schlummerte, welches nicht nur Europa, sondern die ganze Welt in den größten Aufbruch versetzen sollte.

Die Mutter Meyerbeer's hieß Amalie Beer, und sie war die Gattin des Bankiers Jacob Herz Beer in Berlin, dem ursprünglich nannte sich Meyerbeer keineswegs Giacomo Meyerbeer, sondern Jacob Meyer Beer, der erst später, während seines Aufenthalts in Italien, seinen Namen in Giacomo umänderte. In dem Hause seiner reichen Eltern gab es großen Ueberfluß an Gold und allen Schätzen der Welt, noch mehr aber an den idealen Gütern des Lebens, welche namentlich die Mutter

mit vieler Sorgfalt und Begeisterung pflegte. Die Werke der größten Dichter und Denker, sowie die musikalischen Schöpfungen unserer herrlichen Tonkünstler waren von jeher die Lieblingslektüre der Mutter Meyerbeer's. Fleißig behandelte sie die Concerte und Theater und veräuante nie die Aufführung bedeutender Kunstwerke. Die Liebe zur Musik hatte also Giacomo gleichsam mit der Muttermilch eingelesen.

Von allen ihren Zeitgenossen wird sie als ein wahrhafter Engel an Herzensgüte geschildert. Sie wurde als die größte Wohlthäterin in Berlin gefeiert und verehrt; als Urenkelin von Wolf Taubst und Tochter des reichen Viepmann Meyer Wulf, welcher der „Berliner Ardius“ hieß, verfügte sie über reiche Geldmittel, welche sie ausschließlich zum Nutzen ihrer Nebenmenschen und zur Milderung der Armut und des Elends der Nothleidenden verwandte. Mit dieser seltenen Humanität vereinigte sie die feinste Bildung und den geläuterten Geschmack. In ihrem Hause verkehrten die damaligen größten Geister des deutschen Volkes, die hervorragenden Dichter, Tonkünstler, Forscher, Gelehrten und Schriftsteller. Man erlebte dort u. A. Karl Immermann, den bekannten Dichter des Münchhausen, den Vorten Ludwig Robert, den Bruder der schönen Friederike Robert, die Tonkünstler V. A. Weber, F. S. Lauska, A. F. Zelter, den Director der Berliner Singakademie und Freund des Dichters Goethe, Georg Benda, den größten Naturforscher des Jahrhunderts Alexander von Humboldt, den Schauspieler Jßland u. A. Sie war allerdings kein sogenannter „Schöngeist“, wie die Rachel von Barnhagen oder wie die Bettina von Arnim, sie schriftstellerte nicht und suchte auch nicht in geistreichen Briefen zu glänzen, lebte jedoch ganz für Poesie und Musik und verehrte nicht allein Dichter und Componisten mit Begeisterung, sondern war auch eifrig bestrebt, in ihrem Salon der Poesie und Musik eine weisevolle Heimstätte zu bereiten. Unter den Dichtwerken waren namentlich Klopstock's Messias und dessen Oden ihre Lieblingslektüre, und sie hat wahrscheinlich ihren Sohn bewogen, schon in seinen Jünglingsjahren geistliche Lieder dieses Dichters in Musik zu setzen. Nächst Klopstock schwärmte sie für Schiller; unter den Tonkünstlern waren Beethoven und Mozart ihre Lieblingscomponisten. Sie las die Werke der Poeten sehr oft, jedoch sie ganze Acte aus dem Gedächtniß herjagen konnte. Ebenso war sie in der Musik und Literatur der alten und neuen Zeit ganz außerordentlich bewandert.

Ihr Wohlthätigkeitsstimm bewährte sich besonders 1813. Man weiß, daß im März des genannten Jahres König Friedrich Wilhelm III. jenen ewig denkwürdigen Aufruf („An mein Volk“) erließ, welcher alle deutschen Patrioten zu den Waffen rief, um Deutschland vor den Vergewaltigungen des Kaisers Napoleon zu schützen. Auch das Beer'sche Haus veräuante nicht, in seinem sechzehnjährigen Sohn Wilhelm sein Gut und Blut dem Vaterlande preiszugeben; obgleich die Mutter ihren Sohn zärtlich liebte, so ließ sie ihn doch, wo das Vaterland in Frage kam, freiwillig in's Feld ziehen. Der gebeugten Mutter zum Troste componirte der fromme Sohn und Bruder damals das Volksliedensfreundigen B. Palm: „Der Herr ist mein Hirte“ für zwei Chöre und fünf Solostimmen, welchen die Singakademie zu Berlin am 12. October 1813 auführte. Damit nicht genug, wirkte Frau Amalie Beer als rastloses Mitglied des Frauenvereins, welcher sich unter dem Vorfig der Prinzessin Wilhelm von Preußen behufs Pflege der Verwundeten gebildet hatte und ihre edle, aufopfernde Thätigkeit wurde später auch von allerhöchster Seite durch die Verleihung des Luise-Oрдens anerkannt. Wie seine Brüder und die übrigen Hausgenossen mußte auch Meyerbeer dem Befehle seiner Mutter folgen und Charpie zupfen und Verbandzeug herrichten; wer hätte denn auch den nicht verachtet, der damals in Dienste für das Vaterland lässig gewesen wäre!

Den ersten Unterricht in den elementaren Gegenständen ließ ihren Sohn Giacomo die Mutter, der damaligen Sitte der vornehmen Familien entsprechend, von Hauslehrern erteilen, wobei sie aber seine Studien mit scharfem Auge überwachte. Dafür waren aber auch die Fortschritte des aufgeweckten Knaben in allen Wissensfächern bedeutender, namentlich aber im Klavierpiel, jedoch er, kann daß er die Noten und Finger in der richtigen Gewalt hatte, es auch bereits mit schriftlichen Compositionen zu versuchen begann. Man kann sich denken, wie sehr das Herz der Mutter mit Freude erfüllt war, als ihr Wunderkind, im wahren Sinne des Wortes, auch vor der Oeffentlichkeit Proben seines Virtuositentums an den Tag legte! Bevor dies aber geschah, sorgte die vorfichtige Mutter dafür, daß erst der Knabe bei dem berühmten und allgemein beliebten Klavierlehrer Franz Lauska sich gründliche Kenntnisse aneignete, um reif zum öffentlichen Auftreten zu werden. Schon mit sieben Jahren spielte das geniale Wunderkind vor seinen Eltern und vielen eingeladenen Kunstfreunden Berlins in einem der Papp'schen Concerte das D-moll-Concert von Mozart und Variationen von Lauska mit solchem Schwunge und solcher Fertigkeit, daß Alles gebendet von dieser Erscheinung war und der wunderbare Knabe nicht bloß begeistert beklatscht, sondern auch unter Freudenstränen von seinen Eltern und Verehrern umarmt wurde. Die Mutter war über diesen großen Erfolg und die damit verbundenen Ehrenbezeugungen so erfreut, daß sie ihren Liebling lebensgroß in Del malen ließ. Wir sehen auf diesem noch vorhandenen, jetzt im Besitze der I. Sammlung alter Instrumente in Berlin befindlichen Bilde den jungen, freiblickenden Virtuosen, dessen hübsche Züge bereits einen ausgeprägten entschiedenen Stempel tragen, hoch ausgerichtet vor dem Klavier stehen, welchem sein Rücken halb zugekehrt ist. Das dunkle, kurzgeschnittene Haar, welches kunstlos aufliegt, umrahmt das anspruchlos dreinsehende Gesicht. Ein offenes Hemd mit langem Kragen, welches die Brust theilweise unbedeckt läßt, schaut aus der blauen, zugedämpften Jacke hervor, die eine Doppelreihe blanker Messingknöpfe zeigt. Die rechte Hand hält ein breites Notenheft, während die Linke nachlässig die Klaviatur des Instrumentes berührt, auf dessen großem Notenkupule ein Rest der Mozart'schen Werke und andere Stücke stehen. Starke, englische gelbe Ledersohlen, welche bis zum Knöchel reichen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen vervollständigen den Anzug, welcher in seiner ansprechenden Einfachheit, — gegenüber dem damals bekanntlich getriebenen Kleider-Luxus, — vortreflich mit der Anspruchslosigkeit und Kindlichkeit der ganzen Erscheinung übereinstimmt.

Die Mutter war jedoch nicht nur darauf bedacht, ihren Sohn zu einem ausgezeichneten Musiker zu erziehen, sie sorgte auch für eine möglichst allseitige Ausbildung desselben in Sprachen und Wissenschaft. Bekanntlich war Giacomo Meyerbeer kein einseitiger Tonkünstler, sondern er verfügte über eine große Fülle von Kenntnissen und sprach ebenso gewandt französisch, italienisch und englisch, wie deutsch.

Als sein Vater 1825, zu dem größten Kummer des Sohnes, im 55. Lebensjahre verchied, konnte sich Giacomo über dessen Verlust lange Zeit nicht trösten; nur das weibliche Zartgefühl und der Tact der Mutter waren im Stande, seine Lebensgeister

aufzurütteln und seine Schaffensfreudigkeit zu wecken; sie führte ihm nämlich die liebevolle Tochter ihrer Schwester, Fräulein Minna Koffon, eine in Tugend und hoher Bildung erblühende Jungfrau, für welche ihr Vetter schon von frühesten Zeit an stets tiefe Reigung bekundet hatte, als Braut zu. Erst nach Ablauf der Trauerzeit, im Jahre 1827, durfte er sie als Gattin heimführen, und diese Ehe war eine der glücklichsten, welche wir in der Musikgeschichte kennen; sie erinnert an die glückliche Verbindung Mozart's mit seiner Konstanze und Weber's mit seiner Karoline.

Es ist begreiflich, daß die ihn so zärtlich und innig liebende Mutter mit liebevollen und theilnehmenden Augen das Ringen und Schaffen ihres Sohnes verfolgte; bei seinen Erfolgen war sie himmelhoch jauchzend und bei etwaigen Niederlagen zu Tode betrübt; gerade wie Goethe's Mutter den immer wachsenden Triumph ihres Sohnes mit sich immer steigendem Selbstgefühl ihre lebhafteste Aufmerksamkeit zuwendete, so die Mutter Meyerbeer's den Triumph ihres Erstgeborenen. Als sie 1825 nach Italien reiste, war sie glücklich, an den glänzenden Siegen desselben theilnehmen zu dürfen. Damals wurde der deutsche Componist wegen seiner Oper „Arenz-Ritter in Aegypten“ von allen Klassen der italienischen Bevölkerung hoch geehrt und gefeiert; seine Reisen durch die Hauptstädte Italiens gleichen wahren Triumphzügen, auch seine Mutter wurde mit Blumen und Lorbeerkränzen überschüttet und in Gedichten als die glücklichste der Mütter gepriesen.

Als Giacomo Meyerbeer 1827 mit seiner jungen Frau nach Paris zog, wo er fortan eine ständige Wohnung beibehielt, wohnte auch die Mutter bei ihrem Sohne. In Paris entstanden zuvörderst „Robert der Teufel“ und „Die Hugenotten“, welche den Namen Meyerbeer's zu einem der gefeiertsten und berühmtesten unter allen lebenden Componisten machten. Die Seligkeit der Mutter kannte jetzt keine Grenzen mehr; endlich war ihr lang ersehnter und heiß erstrebter Wunsch in Erfüllung gegangen und Giacomo, ihr Erstgeborener, ein weltberühmter Componist geworden. Heinrich Heine, der öfters in Meyerbeer'schen Hause verweilte, schrieb damals aus Paris: „Ich kenne nur eine glückliche Mutter auf Erden; sie ist die glücklichste der Glücklichen; dies ist die Mutter Meyerbeer's. Sie schwebt in einem Meere von Seligkeit, denn die Erde ist ihr zum Himmel, zum Paradies geworden; überall, aus Höten und Palästen, in allen Straßenecken von allen nur erdenklichen Instrumenten tönen ihr einige Tacte Musik ihres Sohnes in die Ohren, und das macht sie überglücklich.“

Am Tage der ersten Vorstellung von „Robert der Teufel“ in Paris, im November 1831, empfing Meyerbeer einen Brief seiner Mutter mit der Aufschrift: „Zu eröffnen nach der ersten Vorstellung des Robert.“ Als nun am Abend der Vorhang zum letzten Male gefallen und das jubelnde Publicum den großen Erfolg des Componisten stürmisch bezugte, erbrach dieser den Brief seiner Mutter und fand dort die folgenden Worte

Der Herr segne Dich und behüte Dich,
Er lasse sein Antlitz leuchten über Dir,
Er erhalte Dich und schenke Dir seinen Frieden
Deine Mutter.“

Dieser Brief wurde für Meyerbeer ein wahrer Talisman; stets trug er ihn in einer Brieftasche bei sich, und als er starb, fand man dieses Amulet auf der Brust des Todten.

Es war Amalie Beer vergönnt, den Ruhm ihres Sohnes voll zu erleben. Im hohen Greisenalter von achtundachtzig Jahren starb sie am 27. Juni 1854. Ihrem Sarge folgten Tausende von Menschen aller Bekenntnisse und Berufsclassen. In seiner Mutter verlor Giacomo Meyerbeer seine glänzendste und zärtlichste Verehrerin, deren schmerzlicher Verlust ihn wie kein Ereigniß seines Lebens auf's Tiefste erschütterte; noch jahrelang nach ihrem Tode war er zu jeder ernstlichen Arbeit unfähig.

Kachdruck verboten.

Die Anhänger.

Ein Märlein von Marie von Ebner-Eschenbach.

S in Schneckenmännchen, voll Ehrgeiz und großen Ideen, — mit gutem Recht der Stolz seiner Nation, — unternahm es, an einer hochpolirten, steinernen Gartenbank emporzuklimmen. Dort oben, meinte er, müsse ein weiter Ausblick und eine ganz neue Weltanschauung zu gewinnen sein. Nach langem mühe- und gefahrvollem Ringen gelang es ihm endlich, die Kante der Banklehne zu erreichen. Behaglich sah er sich um und dachte: Am Ziele seiner Wünsche zu stehen ist doch wunderbar; es giebt der Schnecke ein äußerst wohlthuendes Selbstbewußtsein. Uebrigens habe ich mich umsonst geplagt, denn die Welt nimmt sich von dieser hohen Warte nicht anders aus, als von meiner alten Wohnung im Felsenpalt.

Das sagte er auch seinen zahlreichen Anhängern, die sich ringsum im Grase versammelt hatten, um ihn zu bewundern. Aber sie erwiderten: „Verzeih“, das können wir nicht glauben. Dein Hans badet im Azur, deine Hörner reichen an's Himmelsgewölbe. Bei Tag kannst du schwelgen in Sonnennähe, bei Nacht Fangball spielen mit den Sternen. O du Großer, sei auch großmüthig, gönne deinen treuen Anhängern Antheil an deinem Glücke! Hilf deinem Nebenthier, hilf ihm zu dir hinauf!“

Zimmer hartnäckiger bestärkten sie ihn und begannen schon, ihm von allen Seiten nachzutreiben. Da er einah, daß sie Vernunft nicht annehmen wollten oder vielleicht nicht — konnten, wohl auch geschmeichelt durch ihr Vertrauen, that er, was sie verlangten. Er kam den Tollkühnen entgegen, beschützte die Jagenden, bugsierte den, schob jenen vorwärts. . . Alles vergeblich. Die Schnecken waren ungeheißt, und als sich zuletzt gar zu viele von ihnen auf einmal an den Herrn Patron anleierten, verließ ihn die Kraft und er pflumpfte sammt seinen Klienten auf die Erde nieder.

Da schämte und grämte er sich sehr und verlor seinen ganzen Anhang. Alle seine ehemaligen Verehrer aber erklärten einstimmig: Die Leute an sich reizen und sie dann ohne weiteres fallen lassen, ist doch gar zu schneid! —

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Sudan-Neger. Von Guido Schmidt. Siehe die Abbildung, Seite 129. — Es ist kein Phantastbild, sondern ein Portrait nach der Natur, das uns der Maler in seiner prächtigen und lebensfrischen Studie bietet. Das Original des Bildes ist der Sudan-Neger Massoud (d. h. der Glückliche) Ben El Hadji Salem, ein hiebzehnjähriger Burische, der als Knabe geraubt und nach Kairo verkauft wurde. Dort erhielt ihn ein Freund des Malers „zum Geschenk“; er nahm sich des gutmüthigen, herrlich gewachsenen, braunschwarzen Jungen an und ließ ihn erziehen und verschiedene Sprachen erlernen, um ihn späterhin in Kairo als selbständigen Dolmetscher unterbringen zu können.

Schuhengelfest. Von Wilhelm Zimmer. Siehe die Abbildung, Seite 132 und 133. — Das Monatszeichen des Septembers ist die Waage; sobald aber die Sonne in das Zeichen der Waage tritt, feiert die christliche Kirche nach altem Ritus das Schuhengelfest, das die Reichshofräthe zu Mainz im Jahre 813 zufolge Anregung des Bischofs Otto von Hildesheim auf den 29. September, den Tag des Erzengels Michael, festsetzten und ihm den Titel Kirchweihfest gaben. Der Ursprung der Feier ist auf die altjüdische Tempelweihe zurückzuführen, die in den Monat Kislev (unserm November) fiel und auch das „Fest der Lichter“ genannt wurde. In der christlichen Kirche wurde sie erst unter Kaiser Konstantin gebräuchlich. Da es bei den Katholiken üblich ist, an diesem Tage eine Messe zu halten, so gab man dem Feste wohl auch den vereinfachten Namen Kirchmesse, aus dem im Volkssprache „Kirnie“ oder „Kirnes“ wurde. Merkwürdiger Weise hat speziell die protestantische Welt diesen Ausdruck angenommen, die das Kirchweihfest vielfach in Verbindung mit dem Erntefest zu feiern pflegt.

In den katholischen Ländern wird das Schuhengelfest heutzutage gewöhnlich am 31. August oder 1. September gefeiert. An die gottesdienstliche Feier schließen sich Volkslustbarkeiten aller Art an, wie Professor Zimmer sie auf seinem figurenreichen und charakteristischen Bilde zur Darstellung gebracht hat. Gerade in malerischen Schilderungen des Volkslebens liegt die Hauptstärke der hervorragenden Begabung Zimmer's, die sich schon in seinen früheren Werken „Aartoffelente“, „Sonntags-Vergnügen auf dem Lande“ und „Schlittenfahrt“ schlagend betandete. Professor Zimmer wurde am 16. April 1853 zu Apolda geboren und gehört der Weimarer Kunstschule an.

Sure's Mails

Nachdruck verboten.

Die Hausfrau als Chemiker. — Geehrte gnädige Frau! Sie bitten mich in Ihrem Briefe um die Angabe einfacher Methoden zur Prüfung der wichtigsten Lebensmittel auf Verfälschungen. „Sie seien genöthigt“, so schreiben Sie, „da Sie auf dem Lande wohnen, die Lebensmittel im Großen zu beziehen; dabei biete Ihnen nur die Solidität des Verkäufers die Garantie für die Reinheit der Waare. Nun lesen Sie täglich von Verfälschung der Nahrungsmittel; im Mehl soll Schwermetall, in der Würstschimmeliges Brod, im Wein Fuchsin sein. Sie verstanden zwar gar nichts von Chemie, aber es gäbe doch gewiß eine populäre Anleitung, nach welcher man die Prüfung einiger Nahrungsmittel selbst vornehmen könne.“

Rein, geehrte Frau, ein solches Buch giebt es nicht; oder besser: sämmtliche derartige Bücher sind ohne Kenntniß chemischer Ausdrücke und Zeichen nicht zu verstehen. Wohl aber ist es für Sie mit Ihren praktischen Erfahrungen als Hausfrau nicht schwer, Verfälschungen in den Nahrungsmitteln zu erkennen; auch einige Vorschriften zur chemischen Prüfung will ich Ihnen gern angeben. Wir bedürfen dazu nur einige Reagirgläser, etwas Lakmuspapier, einige Gramm verdünnte Salzsäure, Salpetersäure, Bleieffig und Jodlösung (1 Gramm Jod und 2 Gramm Jodkalium mit 125 Gramm Wasser gelöst), alles Dies aus der nächsten Apotheke zu beziehen.

Als wichtigstes Prüfungsmittel aber dienen uns unsere gesunden fünf Sinne; wir betrachten die Waare, wir befühlen sie, wir riechen und kosten sie.

Beginnen wir unsere Untersuchungen mit dem Mehl. Gries-Maismehl, überhaupt mit den Getreidearten. Wir riechen am Mehl! Der Geruch muß erfrischend, angenehm sein; verdorbene, feuchte Waare riecht moderig; letztere kühlt die Hand, während trockenes Mehl diese Erscheinung nicht zeigt; verreiben wir etwas zwischen den Zähnen, so werden sich mineralische Zusätze durch Anrischen bemerkbar machen. Sollten diese aber so fein sein, daß sie beim Kauen nicht gespürt werden, so nehmen wir eines unserer Reagirgläser, übergießen das Mehl mit Wasser und setzen einige Tropfen Salzsäure hinzu; entsteht ein Aufbrausen, so ist Kreide vorhanden. Schwermetall und Gips werden nachgewiesen, indem man das Mehlwasser mit concentrirter Salpetersäure übergießt und leicht erwärmt. Das Mehl löst sich in der Säure, während die mineralischen Verunreinigungen als Pulver auf den Boden sinken.

Ist Mehl mit Angewieser durchsieht, so betrachten Sie jenes durch ein Vergrößerungsglas. Haben Sie kein solches zur Hand, so formen Sie mittelst eines feinen Trichters recht spitze Mehlhäufchen, lassen diese einige Stunden stehen und beobachten, ob die Spitzen abgeflacht sind, oder sich gar Strahlen gebildet haben. Ist dies der Fall, so ist das Mehl nur als Viehfutter zu verwenden.

Ob Fleisch verdorben ist, läßt sich durch den Geruch bestimmen. Manchmal kann man es durch Waschen mit Wasser conserviren, dem man einige Tropfen einer Lösung von Kalium hypermanganicum zugesetzt hat; d. h. man erneuert das Waschwasser so lange, bis die röthliche Farbe der Lösung nicht mehr zerstört wird.

Würst ist auf Mehl resp. Brodgerath zu untersuchen, indem man eine kleine Portion mit Wasser zerdrückt, einige Tropfen Jodlösung zusetzt, welche bei vorhandenem Mehl sofort eine blaue Farbe hervorruft.

Kaffee und Thee kommen häufig gefärbt in den Handel. Rote Kaffeebohnen dürfen, mit heißem Wasser übergossen und ungerührt, dieses nicht färben; ebenso verhält sich reiner, gerösteter, gemahlener Kaffee, während Surrogate das Wasser tief braungelb



Alph. Daudet

färben; auch schwimmt Kaffeepulver auf der Oberfläche, die Beimischung sinkt nach unten. Theeblätter mit kochendem Wasser angebrüht, müssen leicht aufquellen und sich als Blattstücke des Theestrauches erweisen, deren Formen in einem botanischen Werke nachzusehen sind.

Zucker und Honig müssen sich im Wasser klar lösen, etwaiger Rückstand muß wie Kreide in Mehl nachgewiesen werden.

Zur regelmäßigen Prüfung der Milch bedient man sich einer Sentwaage, das ist eine mit Skala versehene Glasröhre, welche am unteren Ende beschwert ist, sodaß sie frei in der Milch schwimmen kann. Die Grade geben das spezifische Gewicht der Milch an, bezogen auf Wasser von 15° Celsius. Hat man nun in circa 1/2 Liter Milch die Waage eingesetzt, so bringt man das Auge in die Ebene der Milchoberfläche und liest den Theilstrich ab, der mit diesem Niveau zusammenfällt. Für abgerahmte Milch ist dies (bei 15° Cel.) 32,5, für nicht abgerahmte 29. Ferner muß die Milch gelblichweiß, nicht blauweiß sein, muß süßlich, rahmartig schmecken und darf keinen Schmutz absetzen.

Um die Rahmmenge zu bestimmen, nehme man einen eingetheilten Glaszylinder, schüttele die Milch vor dem Einfüllen tüchtig um und lasse sie 24 Stunden lang ruhig stehen. Bei ganzer Milch sollte die Rahmschicht 10-14 Theilstriche, respective Volumprocente betragen.

Bei Butter muß Geschmack und Geruch entscheiden; beide müssen rein und aromatisch sein. Zu großer Gehalt von Wasser oder Buttermilch ist dann erwieken, wenn die Butter, mit einem flachen Messer geschlagen, von der Oberfläche mehr oder weniger klare Tropfen absetzt; indeß ist frische Butter nie ganz wasserfrei; doch ist das Wasser farblos. Ist Butter künstlich gefärbt, so ist das austretende Wasser ebenfalls gefärbt oder die Farbe schwimmt als Pulver im Wasser.

Wein soll klar sein, keine Pilzvegetation zeigen, und der Geruch darf weder an Essigsäure noch an Brantwein erinnern. Blaues Lakmuspapier muß durch Wein leicht geröthet werden; nimmt dieses die Farbe von Zwiebelhaut an, so ist der Wein als „Schwefelsäure verhältniß“ anzusehen. Man wird dann ein Stück weißes, ungeleimtes Filtrirpapier eintauchen und es auf dem Deckel eines Topfes, in welchem Wasser kocht, trocknen lassen. Ist freie Schwefelsäure vorhanden, so bräunt sich das Papier. — Die Prüfung von Rothwein auf seine Farbe, def. Fuchsin, ist leicht auszuführen. Zu etwas Rothwein gießt man so lange tropfenweise Bleieffig, bis keine Fällung mehr entsteht, schüttelt um und läßt das Glas stehen. Nach einer Viertelstunde ist bei ungefärbtem Wein der Niederschlag blaugrau und die Flüssigkeit farblos, bei Fuchsin-Zusatz bleibt die Flüssigkeit roth. Farbe von Heidelbeeren und Hollunder weist man nach, indem man circa 25 ccm Wein mit 2 ccm Salmiakgeist und einigen Tropfen Schwefel-Ammonium schüttelt und filtrirt. Die klar ablaufende Flüssigkeit muß grün sein, ist sie violett, so ist fremder Farbstoff im Wein.

Soviel, geehrte Frau, über leicht auszuführende chemische Untersuchungen. Ich bemerke Ihnen dabei, daß diese Methoden einer Verordnung entnommen sind, die gesetzlich gültige Kraft im deutschen Reiche hat. — Nicht alle Verfälschungen, das wissen Sie wohl, sind dem menschlichen Körper direct schädlich, aber als Täuschung des Publicums sind doch die meisten strafbar. Und nun prüfen Sie selbst, es wird mich freuen, wenn Sie mit den oben angegebenen Methoden günstige Resultate erzielen! —

Kleine Notizen. — Junge Hühner mit Esdragon. — Eine Hand voll abgestellter Esdragon-Blätter lodet man eine Viertelstunde, werfe sie in kaltes Wasser, drücke sie aus und kochte sie. Den vierten Theil davon mischt man mit den ebenfalls gekochten Lebern der Hühner, Butter, Salz und etwas Pfeffer zu einer Farce, mit der das Geflügel gefüllt und, — mit Speck bedeckt, — in 25-30 Minuten saftig gebraten wird. Den Rest des Esdragons thut man mit einem wallnuthgroßen, mit Mehl verkneteten Stück Butter, einem halben Glas starker Fleischbrühe oder gutem Braten-Zusatz, einigen Tropfen Essig, Pfeffer und Salz in eine Casserole, lasse Alles, ohne daß es kocht, feimig werden, richte die Hühner auf einer runden Schüssel an und gebe die Sauce darüber.

Paprika-Hühner. — Von jungen, fertig vorbereiteten Hühnern löst man die Keulensfüße los, schneidet, je nach der Größe, die Brust in 1-2 Scheiben, und läßt die Stücke in Butter, gut zugebedt, in etwa einer halben Stunde weich schmoren. Man gießt die Butter ab, füllt dafür einen halben Liter saure Sahne über, schwenkt gut um und achtet darauf, daß die Sahne die Hühner ganz glastre. Sollte die Sauce nicht kräftig genug sein, füge man noch etwas Paprika zu.

Reste von gebräuten Hühnern zu verwenden. — Man wiege einige Champignons und feine Kräuter, verrühre sie mit zwei Eßlöffeln Sahne und dünste sie mit einem entsprechend großen Stück Butter, etwas Salz, Pfeffer und Zitronenschale etwa zehn Minuten, gebe dann das ebenfalls gewiegte Hühnerfleisch hinzu, schmeide mit Zitronensaft ab und richte, nachdem sich Alles gut verbunden hat, mit gerösteten Semmelstücken an.

Tauben à la tartare. — Man fange die Tauben, bereite sie als ob sie gefocht werden sollten, vor, schlage sie dann aber mit der flachen Seite eines Hackmessers so breit als möglich, darauf achtend, daß die Haut nicht plage, und brate sie, mit Salz, etwas Pfeffer und geriebener Brodkruste bestreut, in ungefähr einer halben Stunde mit Butter gar. Für die Sauce nehme man einen Löffel gehackter Petersilie, eine Chalotte oder Zwiebel, zwei Löffel Pödel, eine entgrätete Anchovis, wiege auch diese Substanzen einzeln sehr fein, mische sie dann, betränkle sie mit dem Saft einer Citrone, gebe einen Löffel Wasser, sechs Löffel Olivenöl hinzu, rühre alles gut durch einander und füge vor dem Anrichten einen Löffel Senf dazu. Die Sauce wird in die Schüssel gefüllt, in der man die Tauben anrichten will, diese hinein gelegt.

Briefkasten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Holz-Parfett. — Wie behandelt man am zweckmäßigsten Fußböden aus Holz-Parfett? W. v. K. in Kaab.

Seidene Handschuhe. — Wo kann man neue Hände an lange, schwere Seiden-Handschuhe anweben lassen? K. W. in St.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlußworten hin.)

Bertilgung der Maulwurfsgrille (112). — Die Maulwurfsgrille oder Werra (Grillotalpa vulgaris) ist einer der gefährlichsten Pflanzenfeinde, da sie das Erdreich durchwühlt und die Wurzeln der Pflanzen abfrisst. Sie liebt Wärme und Feuchtigkeit in hohem Grade, und diese Eigenschaften geben auch die Mittel zu ihrer Vertilgung an die Hand. Man beginne den Kampf gegen die Maulwurfsgrille möglichst schon im Frühjahr, sobald die ersten Spuren des vorhandenen Ungeziefers sichtbar werden, da in der zweiten Hälfte des Juni bis Mitte Juli die Begattung und gleich darauf das Ablegen der Eier stattfindet. Man begießt an einem warmen Tage nach vorhergegangener Trockenheit vor Sonnenuntergang diejenigen Stellen, an welchen man die Gänge der Maulwurfsgrillen bemerkt, und deckt sie mit Strobeden zu, unter denen sich die in der Nähe lebenden Werra, angelockt durch den feuchten, feuchten Boden, alsbald versammeln werden, wo man sie dann leicht vertilgen kann. Auch während des Winters, wenn die Maulwurfsgrille in der Tiefe der Erde Schutz vor der Kälte sucht, lassen sich Mittel zu ihrer Vertilgung anwenden. Man gräbt zu Beginn des Herbstes (Ende September) an verschiedenen Stellen im Garten mehrere vieredrige Köcher von ca. 60 Cent. Tiefe und Breite, füllt dieselben mit trockenem Pferdeur aus, den man fest zusammen tritt und oberher wieder mit Erde bedeckt. Nimmt man im Januar oder Februar den Dung heraus, so findet man auf dem Boden des Loches große Mengen von Werra vor, die man dann vernichtet. — Das Eingießen von Petroleum oder dergl. in die Gänge der Thiere, sowie die Anwendung chemischer Mittel ist nicht anzurathen, da dieselben meist den Pflanzen schädlich sind. H. W.

Petroleumbrand (112). — Brennendes Petroleum kann nur durch daraufgeschüttete Erde gelöscht werden. Sorgen Sie daher dafür, stets einen großen Topf mit Erde im Hause zu haben, um bei etwaigen Entzündungen solches Mittel sogleich anwenden zu können. Henriette L. in Eger.

Keinzeichen reiner Leinwand (112). — Wenn man ein Stückchen von dem leinenen Stoffe, von dessen Echtheit man sich überzeugen will, in Seifenwasser wäscht und an der Luft trocknen läßt, so wird dieses, wenn Baumwolle darin enthalten ist, runzelig werden, da die Baumwolle schneller trocknet als die Leinwandfäden. Keines Leinen dagegen wird glatt trocken. Henriette L. in Eger.

Eisenwasser (88). — Bei dem billigen Preise des Eisenwassers möchte ich Ihnen dringend davon abrathen, sich dasselbe selbst herzustellen zu wollen, denn die Riegel oder sonstigen Eisentheile, die meist zur Verwertung kommen, enthalten oft Kupfer oder anderweitige Beimischungen, die für die Gesundheit nachtheilig sind. Wollen Sie das Eisenwasser nicht fertig beziehen, was am besten ist, so finden Sie in jeder Apotheke Eisenpulver zur leichten Bereitung von Eisenwasser vorräthig. B. M. in Merseburg.

Spiegel in Sammet und Nisch (88). — Wenn die Flecke nicht nach Behandlung mit Dämpfen verschwinden, so versuchen Sie es, die gedrückten Stellen mit einer durchschnittenen Zwiebel abzureiben. Ein anderes, oft erfolgreich angewandtes Mittel besteht in dem Auflegen einer Speckschwarte. Dieselbe muß sehr dünn und ohne Fett- und Fleischtheile abge schnitten und noch mit einem Tuche nachgerieben werden. Derauf schneidet man ein der Größe und Form der gedrückten Stelle entsprechendes Stück aus, legt es auf den Fleck und beschwert es mit einem leichten Buche. Nachdem der Sammet so einige Tage an einem mäßig warmen Orte gelegen hat, nimmt man die Schwarte ab und überstreicht die Faserchen nochmals mit Speckschwarte. Tante Gertrud in Marienbad.

Flecke auf Photographien (88). — Sehr häufig liegt die Schuld an den Flecken, die in Photographien erscheinen, in den chemischen Mitteln, welche bei Fabrication des Papiers angewendet wurden, z. B. treten in dem bei Dilettanten vorzugsweise beliebten Chlor-Silberpapier später an den Stellen Flecke hervor, die beim Silbern des Papiers nicht genügend getrocknet sind. Diergegen läßt sich leider nichts machen, da die Stellen immer wieder zum Vorschein kommen würden. Aber auch beim Albumin-Papier zeigen sich mitunter nach dem Aufziehen der Photographie weiße und gelbliche Flecke, deren Grund mitunter in dem angewandten Kleister liegen kann. Die Klebstoffe müssen durchaus rein und säurefrei sein; ebenso ist stets auf große Sauberkeit der Pinsel zu halten. Beim Reinigen derselben thun Sie gut, dem Wasser einige Tropfen Karbol zuzusetzen. Ludwig S. in Oldenburg.